

Abend-



Zeitung.

Neununddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: fünfter Jahrgang.

N^o 5.

Donnerstag, den 26. Juli.

1855.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; das dazu gehörige Literaturblatt von in der Regel einem halben Bogen kommt alle fünf Wochen heraus. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr., Zusätze werden mit 1 Ngr. die ges. Feilzettel berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Der Sophiendukaten.*)

Erzählung

von

Moriz Horn.

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein leyttes Glück, und einen leyt n Tag.
Gothe.

Die Bewohner des Dorfes Finsterwalde ruhten schon lange von den Mühen und Lasten des Tages, nur zwei Menschen waren noch wach, der Wächter, der eben die Mitternachtsstunde abrief, und der Pastor. In seiner Studirstube blinkte noch ein Licht, denn er war beschäftigt, die Predigt zu dem morgenden Feste — dem Charfreitage — zu memoriren. Er stand allein in der Welt; sein einziger Sohn war sofort nach Beendigung der Studien Hausbosmeister eines jungen Grafen geworden, mit welchem er eine Reise nach dem Süden unternahm, und blieb so lange Jahre vom Vaterhause fern. Die treue Lebensgefährtin des Pfarrers ruhte auf dem Friedhose, dicht unter den Fenstern der Studirstube und das Kreuz

*) Wir entnehmen diese Erzählung mit freundlicher Bewilligung des Verfassers dem vor kurzem in Dresden erschienenen „Gesamt Buche.“ Dasselbe enthält außer einigen Erzählungen und Skizzen auch Beiträge namhafter Dichter. Wir wollen hiermit auf dieses Buch aufmerksam machen. D. R.

auf dem Hügel glänzte eben im Mondenscheine, der aus den Schneewolken getreten war, die noch immer den nach Frühling sich sehenden Himmel umhüllten, als der treue Seelenforger seiner Gemeinde der theuren Heimgegangenen ein stilles Thränenopfer brachte.

„Was Gott thut, das ist wohlgethan“, sprach er im Glauben an seinen Erlöser, dessen Kreuzestod er morgen verherrlichen sollte, und nahm das bei Seite gelegte Manuscript wieder zur Hand. Da meinte er ein leises Pochen an der Hausthür zu hören. Er lauschte — tiefe Ruhe — nur dann und wann fuhr ein wilder Wind durch die Bäume. Nach einigen Augenblicken jedoch wiederholte sich das Pochen stärker und anhaltender. Er öffnete das Fenster und fragte, wer es sei.

„Ach, Herr Pastor, kommen Sie schnell um Gottes willen, ich weiß mir in meiner Angst nicht zu helfen.“

„Seid Ihr es, Frau Reiner, geduldet Euch, ich komme sogleich.“

Frau Reiner war Wittwe, wohnte am äußersten Ende des Dorfes und betrieb nach ihres Mannes Tode in dem ererbten Häuschen einen bescheidenen Handel mit allerhand dem Lande nöthigen Artikeln. „Eben las ich, Herr Pastor,“ fuhr sie unterwegs

erzählend fort, „mein Abendgebet und wollte zu Bette geben, als ich an meiner Hausthür ein Geräusch hörte, als ob Jemand die Hausthürklinke suche. Betreten wußte ich nicht, was ich thun sollte, doch faßte ich mich so gut ich konnte und rief meine Magd. Im Begriffe die Thüre zu öffnen, erschreckte uns ein Fall. Wir schloßen schnell auf und — Gott — ein Frauenzimmer liegt vor der Thür, ohnmächtig und halb erstarrt. Nur mit Mühe bringen wir die in einen Mantel gehüllte Person in das Zimmer, die Magd lasse ich bei ihr und laufe zu dem Doctor, der auch sogleich kommt. Er untersucht die Person und schüttelt den Kopf. „Gute Frau Reiner“, sagte er, „überlassen Sie mir die Frau, und eilen Sie zum Pastor, er wird eben so nöthig sein, als ich.“ Während dieser Mittheilung waren Beide an's Haus gekommen und traten in's Zimmer. Auf dem Tische lagen des Doctors Instrumente, Linnenzeug und Tücher, die umher ausgebreitet waren, zeigten deutlich genug, daß hier etwas ungewöhnliches vorgegangen sei. Der Doctor saß, das Haupt in die Hand gestützt, an dem Kanapee, auf welchem ein Frauenzimmer lag, und hielt ihre Hand in der seinen; die Magd bedeckte die Augen mit dem Schnupstuche, sie schien zu weinen. Beim Eintritt des Pastors erhob sich der Arzt und reichte ihm die Hand. „Du kommst zu spät, lieber Freund, sie ist heimgegangen. Die Kunst, die sie als unrettbar aufgeben mußte, zweifelt, ob sie das kleine Wesen erhalten wird, das die Dabingeshiedene unter ihrem Herzen trug; darum bitte ich dich, weihe den armen Erdenknecht mit dem Segen der Kirche, daß er nicht namenlos sei.“ Staunend sahen sich Frau Reiner und der Pastor an, als die Magd, auf des Doctors Geheiß ein Tüchlein von einem Korbe nahm, in dem ein kleines Mädchen, weiß wie Alabaſter, schlummerte. Seine Mutter hatte den theuren Liebling nicht mit freudigen, nein mit dem brechenden Auge gesehen. Der Pastor trat an das Lager der Todten und betete still für die erlöste Seele, es war ein Augenblick der Andacht und Erhebung, dann weihte er die Waise mit dem Segen der Kirche und nannte sie Sophia.

Am ersten Oſterfeiertage nach der Nachmittagspredigt bewegte sich der Leichenzug nach dem Friedhof. Der wackere Pastor hatte in seiner Oſterrede Gelegenheit genommen; des Vorfalles mit acht christ-

licher Duldung zu erwähnen und die Freude zu sehen, wie eine Schaar seiner Kirchkinder dem Zuge sich angeschlossen.

Die angestellten Nachforschungen nach dem Stande und Herkommen der Gestorbenen blieben ohne Erfolg, auch fehlte jedes Zeichen in der Leibwäsche, nur einen Sophiendukaten am blaßrothen Bande fand man auf dem Busen der Verstorbenen, indessen konnte auch er natürlich keinen Aufschluß geben.

Das kleine Sophiechen, für dessen Leben der Doctor besorgte, hatte sich unter der liebevollen Pflege der Frau Reiner so schnell und so dauernd gekräftigt, daß man sich über das ausblühende Kindchen herzlichst freuen mußte; freilich hatte Frau Reiner vollauf zu thun, für den kleinen Gast die tausend kleinen Bedürfnisse zu bestreiten, wenn schon manches christliche Herz in der Gemeinde ihr mit Rath und That an die Hand ging, und namentlich am ersten und jedem folgenden Geburtstage von allen Seiten Gaben der Liebe dem kleinen Wesen gespendet wurden.

Eine lange Reihe von Jahren ist vergangen, Frau Reiner und die treue Magd ruhten unter einem Rosenstrauche des Friedhofs, eine weiße Tafel, die den beiden, an einem Tage von der Welt abgerufenen treuen Befolgern christlicher Lehre der Pastor auf den Hügel hatte legen lassen, bezeichnete Geburts- und Sterbetag. Ein frommer Spruch glänzte darüber mit vergoldeten Lettern. Das Häuschen war an einen Verwandten gefallen, der es mit manchen Bequemlichkeiten hatte einrichten lassen und darinnen einen Strumpfswarenhandel mit Glück betrieb. Sophiechen hatte das gastliche Pfarrhaus aufgenommen, in dem wir sie jetzt, zur Jungfrau erblüht, wieder finden. Der gütige Himmel hatte aber nicht nur ihren Körper mit allen Liebreizen der Jugend geschmückt, sondern auch diesen schönen Leib einer noch schöneren Seele zur Wohnung angewiesen.

Während dieser Zeit war des Pastors Sohn, Adolph, von seinen Reisen zurückgekehrt und Hauslehrer in der Residenz geworden. Auf des Vaters Bitten, dem die Ausübung des beschwerlichen Amtes das vorrückende Alter noch mehr erschwerte, hatte der Patron des Kirchspiels den Sohn als Substituten

des Vaters designirt, und der letztere erwartete ihn nach langjähriger Abwesenheit. Am Tage vor der Ankunft, einem prächtigen Sommernachmittage, an welchem aus dem Blumengarten der unübertroffene Duft der Rosen in die Weinklaube hinter dem Pfarrhause hinüberzog, finden wir den Pastor mit seiner Pflügetochter auf dem Plätzchen, dem Lieblingsorte des Pfarrers. „Morgen, liebe Tochter, wird unser kleiner Kreis um einen Genossen vermehrt, ich erwarte meinen Sohn, der nun bei mir, bei uns, bleiben soll, damit ich am Abende meines Lebens alle die um mich habe, die mich lieben. Du mein liebes Kind, bist nie müde geworden, mein Herz zu erfreuen, und ich bitte Dich, ewiger Vater dort oben, der Du das Schicksal der Menschen lenkst, segne dieses Haupt, auf das ich segnend meine Hand lege.“ Sophie hatte sich an ihn gedrückt und der ehrwürdige Mann berührte das Lockenhaupt des blühenden Mädchens. Nach einer andachtsvollen Pause fuhr der Pfarrer fort: „den morgenden Tag laß uns als einen Festtag feiern, mein Sohn wird bei Zeiten eintreffen, zum Mittag habe ich mir zwei gute Freunde, den herrschaftlichen Verwalter und den Doctor gebeten. Sorge für ein bescheidenes Mahl für uns und richte die blaue Stube für meinen Sohn ein. Seit dem Tode meiner guten Frau ist sie nicht wieder geöffnet worden, den heiligen Raum der Vergangenheit wird fortbin, wills Gott, eine glückliche Gegenwart bewohnen, Du sollst den Raum für den neuen Bewohner mit Blumen schmücken.“ „Väterchen, da habe ich viel zu schaffen, und kann Dir heute nicht vorlesen, wie du liebst.“ „Ich dispensire Dich davon, geh, mein gutes Kind.“ Er küßte sie auf die Stirn und schaute ihr lange, froh bewegt, nach, es war ein erfreulicher Anblick, das schlanke Mädchen im einfach weißen Kleide nach dem Hause wandeln zu sehen.

„Martha,“ rief sie der Magd in der Küche zu, „gieb mir die Schlüssel zur blauen Stube.“ „Zur blauen Stube?“ wiederholte die alte, vieljährige Dienerin des Hauses, „wozu?“ „Der junge Herr kommt morgen, er wird das Zimmer bewohnen, ich soll es einrichten und Du kannst mir helfen.“ „Du lieber Gott, so wird mir in meinen alten Tagen auch noch diese Freude! Hier ist der Schlüssel.“ Er vermochte das lange nicht geöffnete Schloß kaum zu schließen, und als Beide endlich eintreten konnten,

webte eine dumpfe Luft ihnen entgegen. „Laß uns schnell die Gardinen aufziehen und öffne die Fenster, Martha.“ Gesagt, gethan, bald erfüllte die warme, weiche Sommerluft die Räume und die lang entbehrten Sonnenstrahlen fielen auf die Diele, auf der einst der liebenden Hausfrau Bett gestanden. Ihr Bild hing an der Wand und um dasselbe ein wecker Kranz; als man ihn vom Staube säubern wollte, zerfiel er, zu Staub geworden.

Die Magd hatte, während sie säuberte, auf Sophien nicht Acht, die, in einen Stuhl gesunken, heftig weinte.

„Laß gut sein, liebe Martha, mein Herz bedarf den Trost der Thränen, die es lange zurückgehalten hat, es ist der größte Schmerz dieser Erde, nicht zu wissen, wem wir das Geschenk des Lebens verdanken, hätte ich ein Bild meiner armen Mutter, wie theuer sollte mir dies Kleinod sein, ich könnte täglich vor ihm beten, täglich es mit frischen Blumen schmücken, so aber kann ich nur zu dem stummen Hügel auf den Kirchhof wallen, der mir keine Antwort auf die Frage sehrender Liebe giebt: wer war meine Mutter? Doch nein, ich will nicht klagen, Gott führte mich unter dieses Dach, an das Herz edler Menschen; ihn, der mir Vater wurde und die Seinigen zu erfreuen, ist meine Pflicht, die ich mit freudigen Herzen erfüllen will, darum, Martha, hole mir Blumen aus dem Garten, wir wollen Kränze winden und damit diese Räume schmücken, in denen der Sohn meines Wohlthäters fortbin leben, wirken und glücklich sein soll.“ Es war spät in der Nacht, als Beide ihr Werk vollendet hatten und sich zur Ruhe begaben.

Die Post, mit welcher der Candidat nach der Stadt fuhr, die etwa vier Stunden von Jünsterwalde lag, hielt vor dem Gasthof zum Schwan. Aus dem offenen Thor strömte eine Schaar vergnügter Menschen und auch die Gaststube war ziemlich besetzt, während das Nebenstübchen von sogenannten Stammgästen eingenommen war, die sich theils umsonst, theils um Geld, d. h. durch Spielen, unterhielten. Der Candidat ließ sein Gepäck auf das bestellte Zimmer tragen, und nahm Platz an der Gasttafel. Der Wirth, eine freundliche, wohlbeleibte Fleischerfigur, theilte ihm auf Befragen mit, daß in seinem

Saale eine Truppe Schauspieler Vorstellungen gebe, und daß eben der letzte Akt des heutigen Stückes zu Ende sei. „Schade, daß Sie nicht früher kamen, Sie würden sich gefreut haben, es sind recht wackere Spieler, namentlich ist ein älterer Mann, Herr Freigang heißt er, unter ihnen, der, wie mir die Sachverständigen da draußen — er zeigte auf die Nebenstube — versichern, ein wahrer Künstler sein soll, aber — und dabei rückte der Gastwirth näher — mein Mann ist es nicht, er muß, Gott verzeih mirs, wenn ich ihm unrecht thue, kein gutes Gewissen haben, denn er kann Einem nicht in die Augen sehen. Da kommt er eben.“ Ein hagerer Mann, mittlerer Statur, trat ein, sein Gesicht, obschon verfallen, zeigte noch von früherer Schönheit, die feingebogene Nase, der kleine Mund, die hohe Stirn gaben ihm einen Ausdruck, den man mit einem passenden Worte zu bezeichnen verlegen war. Was der Wirth bemerkt hatte, entging auch dem Candidaten nicht, der unstäte Blick aus den brennenden Augen machte einen unheimlichen Eindruck. „Haben Sie sich nicht öfter mit ihm unterhalten?“ fragte der Candidat. „Versucht habe ich es sowohl, wie dieser und jener meiner Gäste, aber er hielt nicht Stich, giebt kaum ein paar Worte von sich, ist und geht auf sein Zimmer. Dabei muß er nicht arm sein, denn er bezahlt prompt und verschenkt seine Gage an die Kleinkinderbewahranstalt unseres Ortes. Ueberhaupt scheint er für Kinder eine besondere Liebe zu haben und, merkwürdig, sie hängen an ihm mit einer Liebe, die man, bei seinem Anblick, für unerklärlich findet. Meine kleine Hedwig ist den ganzen Tag bei ihm, er geht mit dem Kinde spazieren, kauft ihm alles, was es will und verwöhnt mir die Kleine. Zu Weihnachten hatte er einen Christbaum angezündet und einen ganzen Tisch voll Spielsachen gekauft. Als meine Frau die Hedwig holen wollte, sah sie das Kind auf dem Sopha liegen, es war eingeschlafen, in beiden Händen das Spielzeug haltend, vor ihm kniete Herr Freigang, und meine Frau bemerkte deutlich, daß er geweint hatte.“ Wie der Wirth richtig wahrgenommen, sprach Herr Freigang kein Wort, er sah vor sich nieder, aß hastig und entfernte sich aus dem Zimmer.

„Schade“, nahm der Candidat den Faden des Gesprächs wieder auf, „daß mich Pflicht und Seh-

sucht schon mit dem frühesten Morgen nach Hause rufen, ich möchte wohl versuchen, den seltsamen Fremden näher kennen zu lernen; so viel ist richtig, Herr Wirth, der Fremde ist eine Erscheinung, die uns nicht immer begegnet.“

„Da haben Sie vollkommen recht.“

Hier wurde das Gespräch unterbrochen. Die Stammgäste erhoben sich und der Wirth wurde zur Berechnung der Zeche abgerufen. Der Candidat beschäftigte sich auf seinem Zimmer noch lange mit dem Fremden und schlief erst spät ein. Die Mühen der Reise hatten einen so festen Schlaf zur Folge, daß der Hausknecht sehr vernehmlich am andern Morgen ans Zimmer klopfen mußte, ehe der Candidat die Mahnung zum Aufstehen hörte.

Ein prächtiger Morgen warf sein goldenes Sonnenlicht auf die Dächer der Häuser und eine frische Luft erquickte den Candidaten, als er zum Fenster des „Schwanen“ auf den lebendig werdenden Marktplatz hinunterschaute.

Es ist ein behagliches Gefühl dieses Erwachen der Tagesgeschäfte im dolce far niente aus dem Fenster eines Gasthofs zu beobachten. Dort aus der Straße kommt langsam ein Biergespann; rüstige Pferde mit großen blanken Messingtelleru am Geschirr, rothe Tuchlappen mit den Namensbuchstaben des Wagenführers in Goldfaden genäht, an hohen spitzen Kummten, — die vorderen Pferde tragen zum Zeichen ihrer Jugend rothe Bänder in den wohlgekämmten Schweifen, und nicht ohne Stolz geht der Fuhrmann in seiner blauen, mit rothen Zwickeln eingnähten Blause nebenher, das Klatschen seiner langen Peitische zeigt von seinem frohen Wandersinn.

Am Brunnen, in dessen Mitte ein unscheinbarer Neptun mit zerbrochenem Dreizack tiefstünnig steht, plaudern fröhliche Mägde, die Bänder der kleinen, kokett auf den noch nicht sauber geflochtenen Zopf gedrückten Haube flattern im Morgenwinde und die Rannen mit den breiten blankgeputzten Kupfergürteln laufen über, weil die Unterhaltung kein Ende nehmen will. Dort aus dem früh offenen Laden des Bäckers kommt ein altes Mütterchen, der mit neubackener Waare gefüllte Korb ist vom weißen Tuche bedeckt, sie ist schon früh aus der Nachbarschaft gekommen und fristet ihre alten Tage durch den Erlös der Waaren, die sie auf dem Lande verkauft. Vor

das Posthaus rollt die Nachtpost, schon von Weitem kündigt das Lied des lustigen Posthorns ihr Kommen.

Die duftende Kaffeetasse zur Seite auf dem Fensterbrette stehend und die noch lieblicher duftende Cigarre im Munde schaute der Candidat lange dem Treiben zu, bis ihn die Rathhausuhr zum Aufbruch mahnte. Er nahm Abschied von dem redseligen Wirth, der ihm einen nähern Weg durch die Berge nach Finsterwalde beschrieb, und pilgerte wohlgenuth durch das Thor seinem Ziele entgegen.

Auf der Höhe des Berges hat man „dem müden Wanderer zur kurzen Ruh bereitet,“ eine Steinbank errichtet. Auf ihr sah der Candidat einen Mann sitzen, den er sogleich für den seltsamen Fremden erkannte. Froh, eine Gelegenheit gefunden zu haben, sich ihm zu nahen, schritt er rüstig die Anhöhe hinan, mußte aber zu seinem Verdrusse bemerken, daß Herr Freigang, sobald er den Kommenden gewahrte, aufstand und in den Wald verschwand, bevor der Candidat die Bank erreichte.

„Eine prächtige Aussicht,“ rief dieser aus, „im Bergkessel liegt das Thal und dort, ja, ja, dort liegt mein Dorf, mein Heimathsglück. Gott grüß dich, Stätte meiner Kindheit, empfangen freundlich deinen, endlich heimkehrenden Sohn, sein Herz hat feierlich gelobt, dich glücklich zu machen, mache auch du ihn glücklich.“

Und in das Thal stieg er freudebeflügelten Schritts.

Im Pfarrhause zu Finsterwalde weckte die kommende Sonne Sophien und die Magd. Der Pastor pflegte in seinen ältern Tagen zeitig aufzustehen, wie denn das Alter nur wenig Ruhestunden bedarf. Er liebte es, den Kaffee auf dem wärmenden Dreifuß, Pfeife und Tabak daneben zu finden. Sophie hatte ihrem Wohlthäter diese Lieblingsgewohnheiten bald abgelaußt und sie zu erfüllen, war seitdem ein unabweisbares Bedürfniß ihres Herzens geworden. So treffen wir sie denn auch am heutigen Morgen das gelüftete, geräumige Bohnzimmer säubernd, während in der Küche nebenan die alte, vielgeschäftige Martha dem Aufgießen des Kaffees ihre Sorgfalt angedeihen läßt. Tasse und Kanne stehen nun auf dem polirten Bretchen, Pfeife und Tabakdose liegen daneben. Sophie schaut vorzüglich in des Pastors

Studirstübchen. Richtig, er sitzt bereits an dem Fenster, und schaut hinaus in das von Thauperlen blißende Gefilde. Und wie konnte es anders sein, hatte ihn doch am heutigen Tage die Freude noch früher aus dem kurzen Schlummer geweckt.

„Guten Morgen, Väterchen, wenn es Dir gefällig ist, das Frühstück ist fertig. Aber, wie garstig Du bist,“ fuhr sie im liebenden Eifer fort, da sie sein Haupt unbedeckt sah. „Du gehst wieder ohne Käppchen! Hat Dir nicht Meister Arzt — anders nannte sie den Doctor nie — streng verboten ohne Müßchen zu gehen, soll sich Dein hartnäckiges Kopfweh wieder einsinden und uns ängstigen.“ Dabei setzte sie ihm das Sammtkäppchen auf, nahm ihn unterm Arm, führte ihn in die Stube und rückte den großen Lehnstuhl mit den zwei großen Backenkissen an den Tisch. —

Wir lassen sie sich unterhalten, und kommen noch einmal auf die selige Frau Reiner zurück. Sie war die Tochter eines Schullehrers und hatte von ihrem Vater eine vortreffliche Erziehung erhalten; er, ein nicht gewöhnlicher Botaniker und Blumist hatte sein Gärtchen vorm Hause so herrlich bestellt, daß es, wie noch alte Leute sich erinnerten, eine Pracht war, in das Paradies zu blicken. „Schenkt mir der Himmel einen Sohn, so muß dieser Hofgärtner werden,“ hatte er oft, fröhlich und guter Dinge ausgerufen, „es giebt nichts Herrlicheres als Blumenzucht und Gärtnerei. Wenn von mir längst kein Blümchen mehr auf Erden ist, werden die beiden Linden, die ich vor das Schulhaus gepflanzt, noch stehen, blühen und duften, es werden drinnen die fleißigen Bienen summen und unter dem schattigen Laubdach wird Nachfolger um Nachfolger sitzen und sich freuen über Gottes schöne Erde.“

Einen Sohn versagte ihm der Himmel, nichts desto weniger unterrichtete er seine Tochter, als sollte sie einst Hofgärtner werden. Mit großer Freude nahm er wahr, wie sie, nach ihrer Verheirathung bemüht war, ihr Hausgärtchen nach dem Muster des väterlichen einzurichten. Zur Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, war freilich das Gärtchen kaum ein Schatten des früheren, dafür aber prangten alle Fenster voll Töpfe mit dem herrlichsten Blumenflor. Noch an jenem Abende, an dem Sophie das Licht der Welt erblickte, senkte Frau Reiner ein Reis von

einem Myrtenbaume, den sie am Trauungstage vom Vater erhalten hatte, und pflanzte das Reislein für das Kind. Als Sophie nach dem Tode ihrer treuen Pflegerin in das Haus des Pastors zog, kam auch der Blumenstock mit dahin und zeigte sich heute früh, just an dem Morgen, an welchem man den Sohn des Hauses erwartete, zum ersten Male im Schmuck der Blüthen, während er in früheren Jahren kränkelte und zu verkümmern schien. „Bald hätte ich vergessen, Väterchen, Dir zu sagen, welche Freude ich schon heute früh gehabt habe, mein liebes Stöckchen, das mit mir sein Dasein begonnen hat, und so krank schien, hat sich sein einigen Wochen erholt und blüht heute so herrlich, wie ein Kirschbäumchen im Frühling.“ Dabei sprang sie vom Sopha und trug den blühenden Liebling herzu. „Ei, ei,“ bemerkte der Pastor lächelnd, „das bedeutet Hochzeit, mein Kind.“ „Hochzeit? — wo ist der Bräutigam?“ fragte Sophie leis. „Wer soll die Namenlose heimführen?“ setzte sie traurig hinzu.

Der Pastor sah ein, welche schmerzende Stelle in Sophiens Brust er berührt hatte, suchte daher das Gespräch dadurch abzulenken, daß er sich von Sophien erzählen ließ, wie sie seinen Wunsch in Bezug auf das Mittagessen erfüllt habe. Die Unterhaltung beschäftigte sich noch mit diesem Thema, als Martha, die im Garten arbeitete, außer Athem in die Stube kam und ausrief: „Der junge Herr kommt!“

Ja er war's. „Adolph“ — „mein Vater.“ — Lange hielten sich Vater und Sohn in sprachloser Umarmung umfassen, nur die Augen ruhten in einander, als müßten sie ewig auf dem lang entbehrten Bilde weilen. Nach der ersten Freude des Wiedersehens stellte der Vater dem Sohne Sophien vor. „Das, mein lieber Sohn, ist meine gute Pflanztochter, von der ich Dir so oft und so gern geschrieben, weil ich nur Liebes und Gutes zu berichten hatte.“ Sie schlug erröthend die Augen nieder und auch der sonst so gewandte junge Mann stand beim Anblick so züchtiger Schönheit befangen. Recht erwünscht kam ihm daher die alte Martha, welche die Ramsell in die Küche abrief. Im Gespräch mit dem Vater sammelte sich Adolph wieder. Da gab es nun eine Menge Fragen zu thun und zu beantworten, Grüße von Bekannten und Freunden auszurichten, so daß unvermerkt der Mittag heran-

kam, und der Sohn erinnerte, daß er noch im Reisekostüm sei. „Komm, mein Lieber, ich will Dir Deine künftige Wohnung anweisen,“ sagte der Pastor und schritt die weiß gethonte Treppe hinauf. „Hier“ — fuhr er, die Thür zur blauen Stube öffnend, fort „hier lebte Deine Mutter, hier schlug ihr Herz den letzten Schlag, bleibe Du, ihr schönes Ebenbild, fromm und gut, und des Herrn Antlitz wird nie sich von Dir wenden.“ „Amen,“ sprach der Sohn, und stand, die Hände auf die Brust gefaltet, vor dem Bilde der Mutter, — „selig, Vater, sind die Todten, sagt die Schrift, laß uns sie, die uns beiden das Theuerste war, im Herzen tragen, wie bisher und sie lebt in uns fort. Doch wer,“ fuhr er, am Arm des Vaters durch das Zimmer wandelnd, fort, „wer hat es so sinnig, so freundlich geschmückt? Wer meine Bücher und Häbseligkeiten, die ich vorgestern mit dem Briefe Dir vorausschickte, so sauber und mit Umsicht geordnet, so daß es traun mich anmuthet, als habe ich schon lange hier gewohnt, sei von kurzem Ausfluge hierher zurückgekehrt und mein liebes Weib habe hier gewaltet wie ein gutes Wesen?“ „Sie,“ antwortete der Vater, und führte Sophien, die indessen zur Thür eingetreten war, Adolph entgegen, „sie hat es gethan.“ „Sophie,“ sprach dieser und faßte ihre Hand, „wollte ich im Salontone, der mir nicht fremd ist, Ihnen für die mir bereitete Freude danken, müßte ich befürchten, Ihnen wehe zu thun, auch bin ich um Worte verlegen, doch darf ich glauben, aus meinen Augen schaut in die Ihre meine Seele, jener in uns schimmernde Stern des Himmels, und der Druck unserer zitternden Hand ist Bürge für die Wahrheit unserer Gefühle. Seien Sie mir eine liebende Schwester, wie Sie dem Vater eine liebende Tochter sind.“ Er küßte sie auf die Stirn und bat beide, ihn einen Augenblick allein zu lassen, damit er am Mittagstische ein würdiger Gast des Hauses erscheinen könne. „Da hast Du Recht, ich bin stolz, Adolph, Dich, meinen Sohn, den Gästen vorzustellen, die im Uebrigen nicht mehr lange bleiben werden.“ — „Irte ich nicht,“ setzte Sophie hinzu, „meldet sich der Eine bereits.“ Und so war es, Pferdegetrappel ließ sich vernehmen, der Verwalter sprengte in den Hof und klorrte bald die Treppe herauf; Sophie grüßte anmuthig den Kommenden und eilte hinunter; der Pastor, der dem alten Haus-

freund bis an die Treppe entgegengegangen war, führte ihn in seine Studirstube. „Gott zum Gruß, Herr Pastor, Sie wissen, in Ihrem Hause bin ich gern und deshalb komme ich zeitig, wahrscheinlich bin ich, wie gewöhnlich, der Erste.“ — „Ein Ehrenmann, wie Sie, ist stets willkommen.“ — „Fehlt noch hie und da; das Fleisch ist schwach, der Geist willig. Ist man nun mit ersterem so reichlich versehen, wie ich, muß man mit dem Bischen Geist recht haushalten, sonst sßt uns der alte Erbfeind plötzlich im Nacken und macht uns zum Gespött der Menschheit. Doch was giebt's denn heute hier, Verlobung, Hochzeit, was?“ — „Das bleibt für jetzt ein Geheimniß, theurer Freund, Sie sollen es jedoch noch vor der Suppe erfahren; denn sobald mein Gast, der Doctor, kommt, gehts zu Tische.“ — „Ist mit mir gekommen, ging in die Unterstube.“ — „Da laß uns nicht säumen, Sophie wird den Mittagstisch beschießt haben und uns erwarten, kommen Sie.“ — Er nahm den Verwalter am Arm und beide traten in das Bohnzimmer. Hier prangte eine von Sophiens Hand sinnig geschmückte Tafel; sie selbst unterhielt sich mit dem „Meister Arzt.“ Kurz darauf erschien Adolph. „Freunde,“ nahm der Vater das Wort, Adolph vorkührend, „ich feiere heute einen Freudentag, die Rückkehr meines Sohnes, den mir unser gütiger Patron zum Substitut bestimmt hat, und, wills Gott, zum Nachfolger im Amte einst bestimmen wird. Ist er so glücklich, so überträgt die Liebe, mit der Ihr mich erfreut, auf ihn, ich hoffe, er wird sich solcher Gabe würdig zeigen.“ — „Seinen Eingang segne Gott,“ rief der Verwalter und reichte dem Candidaten die Hand, wenn ich Ihnen nützlich sein kann, so wenden Sie sich an mich, ich kann die Ceremonien und Schnörkel der Gesellschaft, die sich die Feine nennen läßt, nicht leiden, ich gehe gerade aus, aber mein Herz ist gut, drum kommen Sie an dieses, es ist doch am Ende das Beste, was wir haben.“ Und damit umarmte er den Sohn seines alten Freundes und drückte ihn herzlich an sich. Als nun bei Tafel der Wein das Gemüth erfreut, war des Jubelns, des Anstoßens und Gesundheittrinkens kein Ende. „Freunde“, rief der Sohn, das Kelchglas, ein Erbstück der Familie, ergreifend, „wir sind in unserer Freude undankbar geworden und haben schweres Unrecht zu

sühnen. Schaut unsere Tafel, schaut das Zimmer, es prangt in Blumen, uns alle hat das Mahl ergötzt, wir aber haben nicht daran gedacht, ihr ein Lebehoch auszubringen, die so liebevoll für uns gesorgt hat, ich meine Sophien, sie lebe hoch!“ „Bravo,“ riefen alle aus einem Munde und stießen die Gläser zusammen, „unsere Wirtin, Fräulein Sophie, lebe hoch!“ Sie wurde glühendroth und eilte aus der Stube. „Wenn ich mir jenen Abend ins Gedächtniß rufe,“ nahm der Doctor das Wort, „wo ich das kleine Wesen in meine Hände empfing, und jetzt diese blühende Jungfrau vor mir sehe, da füllt eine wehmüthige Freude die Brust, und ich fühle das Evangelium bewährt, das du, treuer Freund unserer Aller, liebster Pastor, so warm uns predigst: daß Gott die Liebe ist und die Seinen nicht verläßt. Dem Andenken ihrer todtten, uns unbekanntten Mutter bringt mit mir ein Glas, sie schaut aus jenen Sternen gewiß heute liebend auf uns, und wäre es nur ein Glaube, so ist doch dieser Glaube schön, daß zwischen denen, die sich hier liebten, die Geisterwelt einen uns unbekanntten Zusammenhang knüpft.“ Der Doctor war eben im Begriff, sein Glas zu erheben, als von dem auf dem Tische in schönster Blüthe stehenden Rosenstock eine Rose in das Glas fiel. Alle sahen sich erstaunt an, Niemand konnte sich den Vorfall erklären; der Doctor aber rief: „Mein Glaube feiert seinen Triumph, der heimgegangene Geist giebt mir ein Zeichen seiner Nähe durch die Lieblingsblume der Schöpfung, — sie war eine geknickte Rose, Gott erfreue sie dort oben.“ Heiligen Ernst im Gesicht stießen die Männer leise an.

Der Verwalter war ein Freund des Weines, Alle intime Bekannte des Hauses, sie saßen also noch spät bei einander, während schon längst der Pastor, ermüdet, eine herzliche gute Nacht gewünscht und sich zur Ruhe begeben hatte.

Am Sonntag, vierzehn Tage darauf, hielt der Candidat seine Antrittspredigt, die Kirche war übervoll, auch der Vater und Sophie fehlten natürlich unter den Zuhörern nicht. Der junge Kanzelredner hatte sich zum Text die Stelle gewählt: „Was ihr dem Geringsten Einen thut, daß habt ihr mir gethan.“ Mit einem sonoren Organe beglückt, sprach er so laut und so schön, daß auch der fernste Zuhörer ihn vernahm. Erfüllt von der Herrlichkeit und Höheit

seines Berufes strömte ihm die Rede wie Honigseim von den Lippen, und begeistert glühte sein Angesicht, als er im Verlaufe der Predigt ausrief: „Kommt Alle her zu mir, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken.“ Nach der Predigt wurde das Nacht- und Schmerzensmahl unsers Erlösers gefeiert. Wer den jungen Mann in der Fülle der Jugend und männlichen Schönheit am Altare stehen sah, konnte meinen, es sei Johannes, den der Herr am meisten liebte. Der Pastor befand sich, den Tag zu ehren mit Sophien, unter den Andächtigen, die das Gedächtniß des Heilandes feierten. Er trat mit ihr zugleich zum Altar, denn in der Gemeinde war es Sitte, daß diejenigen, die sich am liebsten haben, zusammen zu Tische des Herrn gingen. Es war ein hoher Anblick, als der Sohn dem greisen Vater und der blühenden Waise die Hostie reichte. Niemand in der Gemeinde wußte sich eines solchen Kirchentages zu erinnern.

In des Pastors Familie herrschte der Brauch, daß am Tage, an welchem das Haus communicirte, zu Mittag nur wenig Speise genommen wurde. Jedes blieb mit sich allein in frommen Betrachtungen. So auch heute. Der Pastor begab sich in seine Studirstube, der Sohn kam später aus der Kirche und traf Sophien im Hause. „Willst Du wohl, meine liebe Schwester, mich auf mein Zimmer geleiten? — das leidige „Sie“ war natürlich längst zwischen beiden nicht mehr üblich — „ich möchte einige Augenblicke mit Dir sprechen.“ — Er schritt voraus, sie folgte.

„Sophie, mir ist das Herz noch voll, und ich bange für meine Kräfte, wenn ich bedenke, wie wenig ich mir heute genug gethan habe. Sage mir aufrichtig, hat meine Rede jene Himmelskraft erfüllt, die in die innerste Tiefe der Menschenbrust dringt und sie mächtig bewegt. Ich stehe an der Schwelle jener Stufen, die zum Weinberge des Herrn führen; wäre es mir nicht gelungen, ein Herold des Evangeliums zu sein, so würde ich umkehren, den Staub von den Füßen schütteln und von dannen gehen.“

„Adolph, Dein sind die Segnungen des Himmels, Du bist der Berufene Einer, zu denen Gott sprach: Gehet hin in alle Welten und lehret alle Heiden. Lebe lange und verherrliche sein Wort auf der Stelle, zu der Du bestimmt bist; dankbare Herzen segnen

Dich schon heute und werden Dich segnen für alle Zeiten. Laß auch mich Dir danken für Deine herrliche Predigt, sie hat mich geläutert und wunderbar aufgerichtet, — zu solchem Quell mußte die Verlassene geführt werden, um Kraft zu gewinnen für das ganze Leben. — Ich will den schönen Augenblick, den mir jetzt Gott schenkt, nicht vorübergehen lassen, ohne eine Bitte an Dich zu richten. Der Vater wird alt, sein Kopfweh kehrt jetzt häufiger wieder, die Liebe sieht scharf und ich habe wohl bemerkt, daß der Meister Arzt die Sache für ernster hält, als es den Anschein hat. Geht er dahin, so wirst Du sein Nachfolger; ein Herz, wie das Deine, muß ein Herz haben, das es beglücken kann — Du wirst ein Weib heimführen. Versprich mir, Adolph, daß Du auch dann mir ein Plätzchen unter diesem Dache lassen willst.“

Sie konnte nicht weiter sprechen, sondern fiel ihm weinend um den Hals. Er drückte sie liebend an sich und sprach: „Als Dich ich vorhin fragte, welchen Eindruck meine Rede auf das Gemüth meiner Kirchfinder gemacht, als ich des Entschlusses gedachte, diese Schwelle verlassen zu wollen, da war ein Schmerz mächtig in der Seele; der Gedanke, von Dir gehen zu müssen, die ich unendlich liebe. Am ersten Tage, als ich Dir in das Auge sah, fühlte ich mich verwandelt, ja, laß mich das Wort gebrauchen, veredelt; die Kraft jenes Geheimnisses der Seelen, die, sind sie für einander bestimmt, in einander fließen im ersten Augenblick; die Kraft jenes unerforschlichen Räthsels empfand ich — und so frage ich Dich hier vor dem Bilde meiner frommen Mutter: willst Du mein Weib sein, mir so treu angehören, wie die Selige es dem Vater war bis in den Tod?“

Sophie hob, wie erschrocken, das Haupt empor, schaute ihn aus den voll Thränen stehenden Augen an, dann sank sie, mit den Worten: „mein Adolph,“ vor ihm auf das Knie. — „Nicht da, nein hier ist Dein Platz, du edles Mädchen, hier an meiner Brust, in meinem Herzen ist Dein Haus, Deine Wohnstatt.“ —

Die Freude der drei glücklichen Menschen an jenem Tage zu schildern, wäre eine nicht zu lösende Aufgabe.

Der wackere Patron der Kirche, überzeugt, daß er für seine Gemeinde keinen bessern Pfarrer finden

könne, als Adolph, betraute ihn bald nach jenem Tage auf ausdrücklichen Wunsch des Vaters mit dem Amte. An einem und demselben Tage erfolgte die Einweihung des neuen Pfarrherrn und dessen Trauung mit Sophien. —

Zwei Jahre nachher mietete ein fremder Mann sich in dem, vormals der Frau Reiner gehörigen Hause ein, der nunmehr unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen soll, — der Schauspieler Freigang.

Die Tage der Kirmes, diese Ruhe- und Freude-tage des Landes, waren mit einem überaus schönen Herbste erschienen. Hätte nicht das gefärbte Laubholz von dem Abwärtschreiten des Jahres prophezeit, Niemand würde geglaubt haben, schon im October zu leben.

Im blauen Krug, der Schänkstätte des Ortes, war ein Drängen und Treiben fröhlicher Menschen, das bald durch die Gaststube wogte, bald auf den Tanzsaal strömte. Die ältern Leute hatten sich vor dem Jubel der Jugend in ein Stübchen geflüchtet, das, ursprünglich die Bohnstube des Wirthes, für solche Gäste eingerichtet war. Hier saßen die, welche in der Gemeinde etwas galten, die Gemeindemänner und wer sonst zu den Geehrten des Ortes gehörte, in zutraulichem Gespräche; auch der jetzige Besitzer des Hauses der seligen Reiner, der Strumpfwarenhändler Erdmuth Sonntag.

„Nun sagt mir, Gevatter,“ fragte ihn Samuel Geldhorn, der Brauer, „wie ihr mit eurem neuen Hausgenossen auskommt, vor dem möchte man sich fürchten. Neulichst komme ich im Zwielficht mit Malz gefahren; ich lasse meinen Knecht die Heerstraße am Fuße des Berges passieren und wähle den Fußsteig über die Anhöhe, da sehe ich euren Hausgenossen im langen braunen Rocke auf einem vorspringenden Felsen stehen und mit den Händen in der Luft vagieren. Er murmelte unverständliche Worte, als wollte er Geister beschwören. Lacht mich aus, wie ihr wollt, ich kam, in Schweiß gebadet, nach Hause und mußte ein Paar Hoffmann'sche Tropfen auf den Schreck nehmen.“

„Das ich nicht wüßte,“ antwortete Sonntag, „ich finde an dem Mann nichts Außergewöhnliches, er ist ein stiller Miethsmann, der pünktlich zahlt und

Niemanden etwas zu Leide thut. Den ganzen Tag schließt er sich ein und geht spät zu Bette, manchmal gar nicht; das ist das einzige Ungewöhnliche. Oft geht er früh fort und läßt sich den ganzen Tag nicht sehen.“

„Weiß man nicht, wer er ist?“

„Ich habe mich darum nicht bekümmert, seine Papiere, sagte der Richter, seien in Ordnung, und nun habe ich verthan.“

„Helft, rettet!“ schrie auf einmal eine Stimme vor dem Hause, so schneidend, daß alle Gäste hinausstürzten, in der Meinung, es sei dem Orte ein Unglück widerfahren. Herr Freigang hatte den Schrei gethan, Niemand wußte weshalb. Er lag am Boden, bewußtlos, vom Starrkrampf gefesselt. Man trug ihn in das Zimmer, das nach und nach von den Gästen verlassen wurde, und schickte eiligst nach dem Arzte. Diesem gelang es, nach halbstündigen Bemühungen den Ohnmächtigen zur Besinnung zu bringen. Sprechen konnte er nicht, auch verbot der Arzt jede Ansprache und ordnete an, den ziemlich bedenklich Erkrankten nach Hause zu fahren, was auch in dem bequemen Wagen des Wirthes nach einigen Stunden erfolgte.

Zwei Tage nach dem Vorfall, über den das ganze Dorf sich den Kopf zerbrach, klopfte es früh ziemlich zeitig an des Pastors Zimmer und ein trat der Doctor. „Besten Freund, ich komme im Auftrage eines Kranken, den meine Kunst für rettungslos hält, von Herrn Freigang. Es ist sonderbar, das Haus der seligen Frau Reiner scheint zu eigenthümlichen Vorfällen bestimmt. Einst wurde dort die räthselhafte Fremde von deiner jetzigen Frau entbunden und jetzt habe ich eben dort einen Mann zu behandeln, der, nach seinen Irrreden zu urtheilen, ebenfalls eigene Schicksale erfahren haben muß. Du hast von dem Vorfall am Kirmessonntage gehört; der arme Mann ist heute ruhiger und läßt dich durch mich um einen Besuch bitten. Ein böses Gewissen kann der Doctor nicht heilen, der Seelenarzt aber vermag den Trost der Religion zu bringen, darum erfülle seine Bitte, es dürfte leicht die letzte sein.“

Einige wichtige unaufschiebliche Amtsgeschäfte machten es dem Pastor unmöglich, sogleich zu dem Kranken zu eilen, es war gegen Abend, als Adolph in das Zimmer trat. Freigang saß angekleidet in

einer Ecke des Sopha und reichte dem Pastor die Hand. „Wie danke ich Ihnen, daß Sie doch noch kommen, ich hatte auch diese Hoffnung aufgegeben, wie so viele meines Lebens, um nicht zu sagen alle, und doch schmerzte mich das Scheiden von dieser mehr, als ich Ihnen sagen darf. Schauen Sie dorthin, die Sonne steht im Niedergang, das Blatt des Baumes fällt und auf den kahlen Feldern tönt das Sterbelied der Grillen — meine Lebenssonne neigt sich und die Blätter an meinem Lebensbaume frösteln. Vor meinem Tode Sie, dessen warme Reden ich oft ungesehen aus einem Winkel der Kirche belauschte, zu sprechen und Ihnen einen Blick in mein dunkles Leben zu gestatten, kann ich mir nicht versagen. Wir sahen uns einst schon an der Wirthstafel. Nehmen Sie Platz und haben Sie Geduld, wenn ich Ihre Zeit länger in Anspruch nehmen muß, als Ihnen vielleicht lieb ist.“

„Mein Amt gebietet mir, Geduld zu üben,“ sagte der Pastor und setzte sich neben den Kranken.

„Du glückliche Jugendzeit, komm Engel von drüben und erleuchte die Dunkelheit meiner Erinnerung!“ sagte der Mann, nahm von dem vor ihm stehenden Tische eine kleine Kapsel und reichte sie dem Pastor. „Deffnen Sie, sie enthält einen Sophiendukaten. Einen solchen, nicht diesen, gab mir meine gute Mutter am Tage meiner Confirmation mit den Worten:

„„Wehl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!““

Damals hatte sie Freude erlebt.“ Er hielt, von einem namenlosen Schmerz ergriffen, einige Augenblicke inne, dann fuhr er fort: „Mein Vater war Förster, ein Ehrenmann, weit und breit geliebt; meine Mutter eine fromme Frau. Glückselig wuchs ich in der Einsamkeit des Thales, in dem Frieden des Waldes auf, gleich jenem Bäumchen, das mein Vater am Tage meiner Geburt mit Gebeten für seines Kindes Glück und Wohl auf einem freien Rundtheil im Walde pflanzte. Meine nicht gewöhnlichen Anlagen erregten bald die Aufmerksamkeit meiner Aeltern und der Freunde des Hauses, ich wurde für den Gelehrtenstand bestimmt. Wohlge-muth und unverdorben, ein Jüngling, kräftig wie eine Eiche, bezog ich die hohe Schule. Welch eine Freude für mich, am Brunnen des Lebens die nach Höherem dürstende Seele erquicken zu dürfen! Ich

arbeitete rastlos und war glücklich in meinen Studien. Doch unter leichter Decke lauern die Dämonen, jene Schlangen, die ihr berauschendes Gift in unsere Blüten geifern. In einem benachbarten Dorfe wurde das Erntefest gefeiert, ich und mehrere Bekannte ritten dahin; die schmucken jungen Männer zogen bald die Aufmerksamkeit der versammelten Mädchenwelt auf sich. Daß wir für die Schönheit nicht unempfindlich waren, brauche ich Ihnen nicht erst zu versichern. Mich fesselte ein allerliebstes Mädchen, die Tochter eines Architekten aus der Nachbarschaft, die mit ihrer Cousine Adolphine an dem Tanze im Gasthause zum goldenen Ringe Theil nahm. Eine Zeit, die ich nicht schildern kann und die Niemand zu beschreiben vermag, begann nun für uns, die Zeit der ersten Liebe — sie war eine falsche Sirene, die mich betrog. In jener gräßlichen Stunde, in der ich den Verrath erfuhr, sagte ich den entseßlichen Entschluß, den ich geblendeter Thor meisterhaft ausführte. Ich wußte mir Eingang in das Haus der Cousine meiner treulosen Braut zu verschaffen, mein Talent zum Schauspieler schoß genährt von der giftigen Muttermilch der Rache wie ein üppiges Unkraut empor. Adolphine, so heißt die Tochter des Hauses, schenkte mir ihre Liebe, ich Glender sah in dieser nur eine Koketterie, erkannte nicht den Unterschied zwischen dieser himmlisch guten Seele und jener Treulosen und trat jedes bessere Gefühl, das wie ein warnender Engel mich vom Abgrund zurückwinkte, mit Füßen. An einem Abende bat sie mich um meinen Dukaten, sie wollte ein Zeichen meiner Liebe, das sie unbemerkt bei sich tragen konnte. Sie besaß einen von der Großmutter ihr geschenkten Sophiendukaten, wir wechselten. Wie hingebend war das treue Herz! ich aber lachte, als die sanfte Taube das Leben der Unschuld in des Geiers Krallen ließ. Jetzt knie ich vor ihren Briefen und bete um Gnade, damals hielt ich sie werth als Beweise meines Triumphes. Ich verließ die Gegend und hörte später, daß sie in ihrem trostlosen Zustande von den Aeltern verstoßen und weil sie den Namen ihres Verführers nicht nennen wollen, aus dem Hause geworfen worden sei.“

„Entseßlich!“ — rief der Pastor leise vor sich hin. „Nicht diese Ruhe, Pastor, ich will keine Schonung, keine Gnade. O mein Gott, mein Gott!“

schrie er laut auf und wühlte mit dem Kopfe sich in das Rissen.

Lange Zeit verging, ehe er sich erholen und den Pastor bitten konnte, morgen wieder zu kommen. Am andern Tage war Freigang schwächer und seine Züge verändert. „Ich habe Sie heute noch schmerzlicher als gestern erwartet, die Geschichte meines qualvollen Daseins wird bald zu Ende gehen.“

„In jener Stadt, wo ich mich niederließ, war meine treulose Braut an einen Arzt verheirathet, den ich kennen lernte. Meinen Sie, daß ich den Ehrenmann liebte? Nein, ich suchte seine Bekanntschaft nur, um Eingang in sein Haus zu finden. Ich hatte mich so verändert, daß mich meine Freunde nicht wieder erkannt hätten. Auch sie, des Doctors Frau, erkannte mich nicht, als ich ihr vorgestellt wurde. Mein damaliger Name war einer der vielen, die Tausende führen, also konnte auch er keine Entdeckung veranlassen. Hier und da hörte ich manches über die Frau reden. Man wollte wissen, daß diese eitle Person ihre Günstbezeugung nicht allein dem Mann bewahre und darauf hin baute ich meinen Plan, dessen Ausführung ich mit einer Umsicht und Klugheit vornahm, vor der mir jetzt am Grabe stehenden alten Mann schaudert.

Als Freund des Hauses eingeführt, entging es meinem Scharfblick nicht, daß das Gerücht über jenes Weib nicht unbegründet, ebenso nicht, daß ihr Mann, von der schönen Frau gefesselt, blind sei. Ich beschloß, nun rasch zum Ziele zu kommen.

Eines Tages war der Arzt aufs Land gefahren, der Weg dahin führte durch ein Gehölz, das zum Aufenthalt liederlicher Begelagerer dienen sollte, er hatte deshalb, wie er in solchen Fällen stets zu thun gewohnt war, seine Terzerole bei sich. Am Abende jenes Tages wurde ich zum Verräther an der Ehre seines Hauses.

Von den Reizen der schönen Frau wider Willen länger als die Vorsicht rathen konnte, gefangen, hörte weder ich, noch die nichtswürdige Sirene die Tritte ihres Mannes, der plötzlich vor uns stand. „Glen-der,“ rief er und schlug die Waffe auf mich an „stirb.“ Ehe er aber abdrücken konnte riß ich die Falsche vom Sopha empor, schrie ihr meinen Vornamen ins Gesicht und schleuderte sie dem Manne entgegen, im Augenblicke blitzte es und ein Schrei

war Alles, was ich noch hörte, denn ich hatte mich durch schleunige Flucht gerettet. Der Arme büßte die Vertheidigung seiner Ehre und den unfreiwilligen Mord seiner Frau mit langem Zuchthause, ich vertauschte meinen Namen mit dem jetzigen, lebte einige Zeit über dem Meer. und trat später als Schauspieler zu einer herumziehenden Gesellschaft. Seit jenem Mord, den ich beging, haben sich die Furien an meine Fersen gebettet. Ach, Herr Pastor, spielen müssen vor dem Publikum mit lachendem Gesicht, in der Brust den Pfeil der schmerzlichsten Reue, ist eine Qual, die Niemand kennt als ich. Ich bildete mich bald zu einem Schauspieler ungewöhnlicher Art, machte Kunstreisen und erwarb mir ein ziemliches Vermögen. In jener Stadt, wo ich Sie zuerst sah, habe ich mein letztes Gastspiel gegeben. Hierher in diese Berge zog es mich mit Ullgewalt und hier war es, als ob ein stiller Friede mit weicher Schwinge dem Schmerze meiner Brust Kühlung zufächelte — bis am Sonntag. Von meinem gewöhnlichen Spaziergange wollte ich heimkehren, als ich plötzlich den Geist meiner Adolphine vor mir wandeln sah, es war ihre hohe Gestalt im weißen Kleide mit den blauen Schleifen an der Brust, mich vackte eine kalte Hand im Nacken, mein Haar sträubte sich, sinnverwirrt stürzte ich, Hilfe rufend, fort, bis ich bewußtlos niedersank.“ — „Wo haben Sie die Erscheinung?“ „Am Erlenbüschchen, wo über den Dorfbach der Steig führt.“ Der Kranke schüttelte sich im Fieberfroß: „Da, da, kommt sie wieder, sehen Sie dort in der Thür.“ — Ein heftiges Fieber erfaßte den Kranken und hieß den Pastor nach Hilfe rufen. Sein Freund, der Doctor, der an dem Aufkommen des Kranken zweifelte, ihn jedoch um diese Stunde zu besuchen pflegte und inmittels, da er hörte der Pastor sei bei dem Kranken, in die Stube des Hauswirths abgetreten war, kam eilends zu Hilfe. „Bleibe bei dem Armen, Freund,“ sagte der Pfarrherr, „bald kehre ich zurück, ich hoffe dem Unglücklichen eine Freude bereiten zu können, eine Ahnung meiner Seele will zur Gewißheit werden.“

„Sophie,“ bat er, nach Hause zurückgekehrt, seine Frau, „willst Du mich zu dem Schauspieler Freigang begleiten? ich erzählte Dir gestern von seinem Leben, so weit Dir zu wissen gut war, er wird den Frühling dieser Erde nicht wieder sehen, ich glaube

aber, Dein Anblick wird ihm den Abschied erleichtern.“ Sophie wollte fragen, Adolphe bat sie ruhig zu bleiben und den Dukaten umzubinden. Als sie in das Krankenzimmer traten, lag Freigang blaß und bleich auf dem Kanapee, der Doctor stand bei ihm und winkte den Eintretenden mit der Hand, den Schlummer des Patienten nicht zu stören. „Lassen Sie das nur, mein lieber Doctor, im letzten Augenblicke erscheint mir Alles besser, ich bin ruhig. Sehen Sie meine Phantasie ist nicht krank wie Sie glauben, dort bringt mir der Pastor selbst meine Adolphine, er hat den flüchtigen Engel aufgehalten, er kommt mir zu vergeben.“

„Es ist seine Frau, Bester, sprach der Doctor, sie wurde hier von einer Fremden geboren, die starb.“

„Und diese Fremde,“ rief Freigang aufspringend, sogleich aber aufs Lager zurücksinkend, „hat man sie nicht gekannt?“

„Nein, kein Zeichen gab Auskunft.“

„Was glänzt dort an ihrem Halse?“

„Es ist der Dukaten, den wir bei der Todten fanden.“

„Geben Sie mir,“ rief der Kranke kaum hörbar.

Man reichte ihm den Dukaten, er besah ihn, drückte ihn hastig an die Lippen und bemühte sich aufzustehen. Vom Doctor und dem Pastor unterstützt richtete er sich auf, rief mit der letzten Kraft, auf Sophie zu schwankend: „meine Tochter!“ und sank todt in die Arme der Freunde.

Sagen.

Von Curt Oswald von Quersarth.

Nixenliebe.

Im Wellenbade, im Grunde kühl,
Da sitzt die Nixe auf reichem Pfuhl;

Bewacht von stummem Gethier sie ruht,
Sie lechzt nach Leben und Liebesgluth.

In leichtem Rachen mit leichtem Sinn,
Dort oben steuert der Schiffer hin:

Er schaut hinab in der Fluthen Nacht,
Korallen begehrt er und Perlenpracht.

Die Nixe steigt empor vom Grund
Und leckt und singet mit süßem Mund:

„Komm, Schöner; willst Du mein Liebster sein,
„Die reichen Schätze sind alle Dein.“

Er folgt, ihn presset das Wasserweib
In wilder Lust an den kalten Leib.

Er möchte tauchen hinab zur Bracht,
Sie aber hält ihn und hält mit Macht —

Und fester schmiegt sie sich Brust an Brust,
So wirr durchrieselt ihn Qual und Lust.

„Wie war doch, o Nixe, Dein Busen kalt,
„Doch fühlt' ich's, daß Du erwärmest bald.“

Ihr Rosen lehrte sich zur wilden Wuth:
„D warmes wonniges Menschenblut!

„Das saug' ich schwelgend bis auf den Rest
„D Lebenswonne, Dich halt' ich fest.“

Dem Schiffer wird es so bang dabei,
Zusammen sinkt er mit mattem Schrei.

Da läßt die Nixe das Opfer los
Und wirft sich jauchzend in Meeres Schooß.

Da trug die Fluth eine Leiche fort
Bis fern, bis ferne zu fremdem Ort.

Der Besserstein.

(Nach einer Volksfage.)

Die Sage singt vom Besserstein,
Der stand vor grauer Zeit am Rhein
Im Aargau kühn und trugiglich,
Sodas ihm rings im Lande
Kein ander Bergschloß glich.

Da nun der Bau vollendet stand,
Erhob der Bauherr fromm die Hand,
Berief sein Hofgesind besert
Und seine Söhne beide
Und sprach das theure Wort:

„Stolz schaut mein Schloß in's Land hinein,
„Zum Schirm der Tugend will ich's weihn,
„Bedrängten Schutz, den Frevlern Spott —“
„Das schreib' ich an die Pforte;
„Amen, das walte Gott.“

Flugs traten seine Söhne zwei
Mit hellem Rachen frech herbei,
Sprach Einer: „Schaut, welch festes Schloß,
„Von da aus laßt uns knechten
„Des Volks verhassten Troß.“

Der Andre sprach: „So ist mir's recht,
 „Nicht ferner schreie dies Geschlecht.
 „Nun beugt sich wol sein dreister Muth,
 „Nun ist's uns untermänig,
 „Verfallen mit Gut und Blut.“

Als er vernahm der Söhne Spruch
 Da rafft' der Alte sich zum Fluch,
 Zerschlug sein Schwert mit hellem Klang
 An seines Neubaus Mauer
 Und rief das Thal entlang:

„Herr Gott, was hab' ich da gemacht!
 „Versinke, Du verworfne Pracht,
 „Zerbrich, mein Haus; s' wird besser sein,
 „Als daß die Herzen brechen —
 „Frei sei das Volk am Rhein.“

Der Ungerechte hat's erhört:
 Ein Blitzstrahl hat den Bau zerstört.
 Das ward von Gau zu Gau bekannt;
 Da hat das Volk die Trümmer
 Den Besserstein genannt

Feuilleton.

Zeitschwingen.

Friedrich Hebbel. Man berichtet uns, daß Friedrich Hebbel demnächst seine neue Tragödie: „Der Ring des Gyges“ im Buchhandel erscheinen lassen wird. Dieselbe scheint dieser Mittheilung nach für die Bühne nicht geeignet, was um so bedauerlicher wäre, als wir dramatische ursprüngliche Kräfte, wie Hebbel bei allen Irrthümern denn doch eine ist, nicht eben viel zählen. Man muß freilich gestehen, daß die deutsche Bühne Hebbel gegenüber sich durchaus nicht beifert hat ihn zu dramatischen Schaffen zu veranlassen. Es ist richtig: die Stoffe und Conflictseiner meisten früheren dramatischen Arbeiten haben ihr gutes Theil Bedenkliches, aber nachdem man dies bis zum Ueberdruß wiederholt und Hebbel endlich einen andern Weg eingeschlagen hat, ist es darum besser geworden? — Hebbel brachte nun den „Rubin“, dem man wenigstens aus Achtung vor dem Talent des Dichters hätte etwas mehr Aufmerksamkeit schenken können und sollen. Er dichtete ferner seine Tragödie „Agnes Bernauer.“ Gewiß ist es, daß dieselbe in ihrer Idee sehr bedeutende Achillesferse hat (wir verweisen auf die ausführliche Besprechung in Nr. 17 und 18 unsres Blattes) aber eben so gewiß ist es auch, daß keine der Einwendungen, die man gegen „Judith“ „Maria Magdalena“ u. gelten ließ, gegen sie Stich halten würde, daß sie poetisch bedeutsam und von hohem Interesse ist, daß die Gestalten den Darstellern herrliche Aufgaben bieten. Wo bleibt nun die deutsche Bühne, die da immer gesagt: „wenn

nur Hebbel einen Anfang machen wollte ächter Schönheit zu opfern, keine crassen Geschichten mehr auf einander zu häufen, keine ekelhaften Situationen uns zuzumuthen!“ — Mit alledem ist den Theatern in „Agnes Bernauer“ Genüge geleistet und die Theater geben frischweg „Herzog Albrecht“ von Mel. Meyr und Hebbel kann sein Drama im Buchhandel erscheinen lassen. — Hebbel hat ferner ein Lustspiel „Michel Angelo“ geschaffen, das er selbst zu seinen gelungensten Productionen, gewiß nicht mit Unrecht, zählt. Es ist mehrere Jahre den Bühnen angetragen und noch immer „in Vorbereitung.“ — Nun wahrhaftig, wenn da dem Dichter nicht schließlich der Drang für die Bühne zu schaffen ausgehen soll, wenn er da „Bücherdramen“ dichtet — kann man sich wundern? Wir haben jetzt wieder eine kleine Phalanx dramatischer Talente, die gar wohl dem Drama aufzuhelfen vermöchte, aber gewissen „Zuständen“ der Bühne gegenüber schwere Kämpfe zu bestehen haben wird.

Epische Dichtung. Von München aus wird gemeldet, daß Friedrich Bodenstedt, der Uebertrager des „Mirza Schaffy“ an einem neuen epischen Gedichte arbeite. Durch seine „Ada, die Lesghierin“ hat der treffliche Poet seine Befähigung hierzu hinlänglich documentirt. — Auch Geibel hat, wie er dies schon in „König Sigurds Brautfahrt“ gethan, das Gebiet der specifischen Lyrik wieder einmal verlassen und wird im Laufe des Sommers mit einem Bande neuer „Romanzen“ hervortreten.

Aesthetik. Die jüngste Zeit ist auf dem Gebiete der Aesthetik anhaltend und erfolgreich thätig gewesen. Als ein bedeutames und werthvolles Werk kündigt sich die neue Schrift von Karl Rosenkranz (Königsberg, Verlag der Gebrüder Bornträger) an. Dieselbe führt den Titel „Die Poesie und ihre Geschichte“ und ist in einem eben so der Sache angemessenen als der allgemeinen Bildung vollkommen verständlichen und faßlichen Tone geschrieben. Vielleicht kommen wir gelegentlich des näheren auf diese interessante literarische Erscheinung zurück.

Musik. In Weimar sind zum Schlusse der Saison (am 24. Juni) noch Nicolais „Weiber von Windsor“ aufgeführt worden. Die Musik soll hübsch, aber unbedeutend sein, das Libretto ist bekanntlich eine von Mosenthal bewerkstelligte Verballhornung des Shakespearschen Lustspiels. — In Wien hat die italienische Saison, so elend sie sonst gewesen, wenigstens durch die trefflichen Schlußvorstellungen von Mozarts „Don Juan“ ein brillantes Ende erreicht. — In Berlin hat Frä. Lietjens aus Wien so bedeutenden Success gehabt, daß ihr der Intendant von Hülsen ein zehnjähriges Engagement unter Bedingungen angeboten hat, die mehr wie glänzend sind. — Der Tenorist Under hat kürzlich in Stockholm Aufsehen erregt und sogar Enthusiasmus hervorgerufen. —

Das Schiller-Göthe-Denkmal in Weimar. Ueber dieses schreibt eine der neuesten Nummern des „Weimarschen Sonntagsblattes“: „Das Modell zum Schiller-Göthe-Denkmal wird von Rietchel im Sommer 1856 vollendet werden. Für den Guß nimmt Müller in München ein Jahr in Anspruch. Ob die Inauguration bis zur Feier von Schillers hundertjährigem Geburtsfeste (11. November 1859) verschoben werden soll, ist noch nicht entschieden. Als Ort der Aufstellung wird nun definitiv der Theaterplatz in Weimar bezeichnet, da auch Rietchel sich für denselben entschieden haben soll.“

Bermischtes.

Das Bonifacius-Fest in Mainz. Es gehört zu den auffallenden Erscheinungen unseres an Contrasten so reichen Jahrhunderts, schreibt man den „Jahreszeiten“ aus Mainz, daß in der Gutenbergstadt ein Fest gefeiert

wurde, welches durch seine innere Bedeutung an das Mittelalter, durch seinen äußeren Pomp an die Wallfahrt zum heiligen Rocco lebhaft erinnerte. Veranlassung zu diesem Kirchenfeste gab der geschichtliche Rückblick, daß der heilige Bonifacius hier in Mainz einen Bischofsstift gründete und ihn selbst als erster Bischof kurze Zeit einnahm. Ob diese Säkularfeier in früheren Jahrhunderten mit gleicher oder auch nur ähnlicher Pracht gefeiert worden, wie in diesem Jahre zu Fulda und Mainz, mag ununtersucht bleiben, so viel ist gewiß, daß die diesjährige Feier nicht leicht in früheren Zeiten durch eine glänzendere Theilnahme von Außen übertroffen werden konnte. Vielleicht seit Mainz eine katholische Stadt ist, waren nicht gleichzeitig in ihr so viele Kirchenfürsten versammelt zu einem ähnlichen Zwecke. Die Säkularfeier selbst dauerte volle acht Tage, ohne daß die Theilnahme an derselben erkaltet wäre; sie fand in den jeden Tagen neu zuströmenden Processionen aus der nächsten Umgebung sowohl wie auch aus weiter Ferne immer wieder ein frisch belebendes Element; — und wenn auch Handel und Gewerbe keineswegs feierten, so hatte doch die Stadt selbst durch den Zusammenfluß von vielen tausend Menschen, welche im Sonntagmorgens durch die Straßen wogten, ein festtägliches Ansehen. Das Fest selbst war vorzüglich nur eine Kirchenfeier mit den dabei unentbehrlichen Umzügen, und begann am 14. Juni Morgens 9 Uhr damit, daß das im Dome versammelte Kapitel in Begleitung des anwesenden, einheimischen und fremden, niedern Clerus sich in feierlicher Procession von da nach dem bischöflichen Palais begab, um die dort anwesenden hohen Prälaten abzuholen und nach der Cathedrale zu geleiten. Hierzu zehn deutsche Erzbischöfe und Bischöfe waren dort versammelt und zogen von da in festlichem Ornate mit Mitra und Stabe zu dem Pontificalamte und zur Predigt nach dem Dome. Zu bedauern war es, daß dieser glänzende Zug von einem Regengusse überrascht wurde. Der Cardinal-Erzbischof, Fürst Schwarzenberg, eine hohe, imposante, kräftige Erscheinung hielt die erste Festpredigt. Der Nachmittag versammelte wieder die hohe Geistlichkeit und eine unabsehbare Menschenmenge zur Besper; und Abends 7 Uhr predigte ein Jesuit, Vater Gamezan. Die Kirchenfeierlichkeiten waren an jedem Tage dieselben mit Ausnahme des Sonntags, an welchem Morgens 9 Uhr eine große allgemeine Procession durch die ganze Stadt unter

Theilnahme aller Pfarreien und Schulen stattfinden sollte. Ein anhaltender Regen, welcher von der Nacht unausgesetzt fort dauerte, wurde Veranlassung, daß diese unterbleiben mußte, und erst Nachmittags 4 Uhr, wo sich der Himmel etwas aufgehellt hatte, in Bewegung gesetzt werden konnte, obgleich in sehr verringertem Maße. Doch auch hier wurde der Schluß derselben durch einen plötzlichen, sehr heftigen Regenguß auf eine höchst unangenehme Weise gestört. Während dieser acht Tage war die Mehrzahl der Häuser festlich geschmückt und manche Straße bot den Anblick dar, als wandle man durch eine Tannenallee, so viele mächtige, schöne Tannen waren vor ihnen aufgezflanzt. Dabei waren die meisten Fenster mit Blumengewinden verziert und unzählige Fahnen flatterten in allen Farben von den Dächern und aus den Fenstern. Am ersten Abend wurde von dem Kirchenmusik-Vereine den anwesenden Kirchenfürsten vor dem Palais des Bischofs ein Fackelzug gebracht, bei welcher Gelegenheit auch viele Häuser illuminirt und mit passenden Transparenten geschmückt waren. Neugierde und Glaubenseifer versammelten in diesen acht Festtagen in Mainz eine Anzahl von Fremden, wie wir sie seit der Gutenbergsfeier hier nicht gesehen hatten. Ihre Zahl wird auf sechszigtausend angegeben; und der Zusammenfluß von auswärtigen frommen Pilgern und neugierigen Zuschauern wäre vielleicht noch unendlich

vergrößert worden, wenn nicht während dieser ganzen Zeit ein höchst unfreundliches Wetter stattgefunden hätte.

Ein Festzug. Bei der jüngsten Anwesenheit des bayrischen Königspaares im alten Nürnberg hatte die Stadt einen interessanten Festzug veranstaltet. Außer allem offiziellen Pomp, welchen derartige Gelegenheiten im Gefolge haben, erschienen im Zuge als Repräsentanten von Nürnbergs Vergangenheit: Friedrich von Zollern, Burggraf von Nürnberg — mit einem reichen mittelalterlichen Jagdzug als Gefolge. Die Wissenschafts- und Kunstblüthe durch M. Böheim, Birkheimer, Hans Sachs, Albrecht Dürer, Peter Vischer, Adam Krafft u. s. w. dargestellt. — Dann folgte ein Geleitzzug der Nürnberger Kaufleute aus dem siebzehnten Jahrhundert — höchst interessant angeordnet; endlich Grübel in der Mitte seiner Zeitgenossen als Vertretung des achtzehnten Jahrhunderts. — Unter den übrigen symbolischen und sonstigen Anordnungen ist uns aufgefallen „ein ländliches Brautpaar, welches am Tage des Zuges seine Hochzeit feiert, mit Hochzeitsgefolge.“ — Man muß gestehen, daß die Anordnung dieser Feierlichkeit eine sehr ansprechende ist und wohl geeignet eben so wohl zu Ehren der königlichen Majestäten als zum Vergnügen des Volkes zu dienen. Denn sonst pflegt man sich leider bei ähnlichen Vorkommnissen allseitig zu langweilen.

Den Lesern.

In einer Correspondenz aus Dresden (Nr. 26 der „Abend-Zeitung“) hat unser geehrter Correspondent auf die Schillerstiftung, welche daselbst am fünfzigsten Todestage des Dichters unsrer Nation ins Leben trat, aufmerksam gemacht. Indem wir im wesentlichen noch einmal auf den Zweck dieser Stiftung: „Deutschen Dichtern, welche trotz redlichen Strebens sich im Falle der Hülfbedürftigkeit befinden, oder deren Hinterlassenen eine entsprechende Unterstützung zu gewähren,“ aufmerksam machen, erlauben wir uns allen unsern Lesern die Sache dieser Schillerstiftung, die wahrlich eine gute und ehrenwerthe ist, zu empfehlen und sie aufzufordern: keinen Beitrag für zu gering zu erachten, keine Mitwirkung zu verabsäumen, die etwa in ihren Kräften liegen möchte. —

Selbst im reichen stolzen England, — das den geistigen Bestrebungen volle Theilnahme widmet, in dem Dichter und Schriftsteller zu einer Zeit bereits zu den höchsten Staatsämtern wie zu Reichthümern gelangten, wo bei uns in Deutschland nach Goethes Worten „ein Poet in der Welt auf die traurigste Weise subordinirt, erschien“ — selbst in diesem England ist es vorgekommen, daß anerkannt talentvolle Dichter in Noth und Elend zu Grunde gingen. Nicht an Richard Savage und Chatterton braucht man zurückzudenken, noch in diesem Jahrhundert war es Richard Brinsley Sheridan, Englands bester neuerer Lustspiel-dichter, derselbe Sheridan, dem bei seinem Begräbniß die stolzesten Pairs des Reichs das Leichentuch trugen; den nur der Tod vor einem ähnlichen Schicksale bewahrte. — In Anbetracht dieser Vorkommnisse traten vor vier Jahren Charles Dickens und Lytton Bulwer mit Andern zusammen, um einen Fond zu begründen, welcher Aehnliches fernerhin unmöglich machen sollte. Schon ist dort die Absicht zum größten Theile erreicht, in raschster Folge von der allgemeinsten Theilnahme der britischen Nation ein Capital zusammengebracht worden, mit dem Bedeutendes geleistet werden kann. Nöthiger aber noch als in England erscheint ein derartiges Unternehmen, ein Unternehmen, welches eben

in der Dresdner Schillerstiftung begonnen wird, bei uns in Deutschland. Sind auch die Zeiten, wo „ein Poet in traurigster Weise subordinirt erschien“ seit Lessing und Klopstock vorüber, haben wir auch für unsre Dichter eine bessere gesellschaftliche Stellung errungen, ist es auch nunmehr in jedes Dichters Hand gegeben, seine geistige Würde zu behaupten, so ist doch an eine äußere Sicherung für diejenigen, welche ihre poetischen Talente der Allgemeinheit widmen in den wenigsten Fällen zu denken. Noch immer steht vor jedem deutschen Poeten das Alter als gefahrdrohend, und die Abnahme der Productionskraft muß als identisch mit dem äußeren Mangel bezeichnet werden.

Solchem Uebelstande abzuhelpen soweit es möglich ist, Schritte zu thun, um diese traurige Thatsache ins Gebiet der Vergangenheit zu verweisen, ist heiligste Pflicht.

In der Dresdner Schillerstiftung ist die Centralisation dieser Mittel gefunden. Lasse man also dieselbe nicht als einen Traum, als eine vorübergehende Idee wirkungslos bleiben.

Deutschland zählt Millionen „Gebildete,“ die jetzt im Stande sind der Dichtkunst für alle gebabten Genüsse zu danken, zu danken auf eine Art, die ihnen kein Opfer kostet. Denn selbst die geringfügigsten Gaben von Vielen, von Allen dargebracht, die jemals der Kunst ihre Theilnahme geschenkt haben, müssen im Stande sein, die edeln Absichten der Dresdner Schillerstiftung zu verwirklichen.

An unsere Leser richtet der Unterzeichnete diese Worte zunächst, in der Hoffnung, daß dieselben nicht vergeblich geschrieben sind. Alle Beiträge für die Schillerstiftung sind vorläufig an das Bankierhaus Løbe und Thomafche in Dresden oder an Herrn Dr. Karl Gutzkow daselbst zu richten.

Im Juli 1855.

Adolf Stern.

Anzeigen.

Im Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig erschien:

Stern, Adolf, Sangkönig Siarne. Ein nordisches Märchen. Breit 8. geh. 7½ Ngr.

Stern, Adolf, Poetische Erzählungen. Elegante Miniaturausgabe. Cartonirt mit Goldschnitt. 25 Ngr.

Fischer, Aler, Naufikaa. Tragödie. Mit einer biographisch-kritischen Vorrede herausgegeben von Adolf Stern. Breit 8. geh. 15 Ngr.

Bei Unterzeichnetem erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbuch des Großherzogl. Weimarischen Hoftheaters und der Hofkapelle,

Herausgegeben

von
Richard Pohl.

(Erster Jahrgang. Saiten 1854—1855.)

Ein Jahrbuch, bei dem der Name des Herausgebers schon dafür bürgt, daß es weit über den hergebrachten „Theateralmanachen“ steht und als eine interessante Erscheinung betrachtet werden muß. Als ein Beitrag zur Theaterstatistik, der durch die Bedeutung der Großherzoglichen Hofbühne in dramatischer und musikalischer Beziehung besonders werthvoll ist, als ein dramaturgisch beachtenswerthes Werkchen (durch die geistvollen kritischen Bemerkungen, die einen beträchtlichen Theil desselben bilden) ist dies Jahrbuch jedem Freunde der dramatischen Kunst zu empfehlen.

Weimar, im Juli.

Hermann Böhlau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich von den ersten christlichen Zeiten bis auf die Gegenwart, von **Franz Brendel**, Redacteur der Neuen Zeitschrift für Musik und Lehrer am Conservatorium zu Leipzig. 2. Auflage. 1. Band. gr. 8. eleg. broch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser war bestrebt ein allen Gebildeten zugängliches Werk zu liefern, um das immer noch sehr vernachlässigte Studium der Geschichte der Musik anzuregen, und dadurch zu bewussterer Auffassung und geistvollerem Verständniß hinzuleiten, überhaupt für Veredlung des Geschmackes zu wirken. Wie sehr ihm dies gelungen und mit welchem Beifall das Werk aufgenommen worden ist, beweist der schnelle Absatz, der nach 2 Jahren eine neue Auflage nöthig machte. Diese erscheint jetzt in 2 Bänden oder 4 Lieferungen, um den vierten Theil der Bogenzahl vermehrt, welchen dadurch gewonnenen Raum der Verf. benutzt hat, um sich ausführlicher noch als früher geschehen über die grossen Bewegungen der Neuzeit auf musikalischem Gebiete auszusprechen. Die Vollendung des Werkes erfolgt bis gegen Ende August.

Leipzig, im Juli 1855.

Heinrich Matthes.

Hierzu Literaturblatt der Abend-Zeitung N^o 5.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hinze.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. E. Wolf in Freiberg.